

Wochenblatt für Wilsdruff

1. Beilage zu Nr. 81.

Sonnabend, den 11. Juli 1903.

Zum 5. Sonntage nach Trinitatis.

1. Petri 3, 8: Seid allezeit gleichgesinnt, mitleidig, barmherzig, freundlich.

Der Thatbeweis des Christentums — das ist es, was der Apostel von denen fordert, die sich Christen nennen. Ein elendes Ding ist es um ein Christentum, das in Worten — und wären es selbst hochtrabende und wohlklingende Schlagworte — besteht. Beweisung des Geistes und der Kraft, das ist's, was die Christen heutzutage insonderheit nötig haben, soll anders die Welt für Christum gewonnen werden. Thätige Liebeserweisung in Christo — ist sie bei uns zu finden?

Haben wir ein Reichziel? Sind wir gleichgesinnt unter einander? Auf Erden sind ja kaum zwei Menschen gänzlich einer Gesinnung. Aber hier hat der Apostel eine höhere Einheit im Auge, die Einheit in dem Einen, was noch ist. Gottes Wille, Plan und Weisheit soll die Christen regieren. Das Lob seiner herrlichen Gnade, der einmütige Bau seines Reiches soll ihr Ziel sein. Die Welt ist gleichgesinnt in dem Haß gegen den Herrn und die Seinen; die Gläubigen sollen eins sein in der Liebe zum Herrn, ein einzig Volk von Brüdern. Eintracht macht stark, Eintracht baut auch das Reich des Herrn. Sind wir solche, die seines Reiches pflegen, daß er unserer schwachen Hand armen Werk lohnen kann mit reichem Segen?

Haben wir ein Mitleidenschaftsgefühl, sind wir mitleidig? Einem Verderben sind wir entronnen, einen Brustschmerz haben wir gefühlt, eine Gnade hat das Herz gestillt, ein Geist hat uns gezeugt, ein Glaube belebt, eine Liebe befeelt, eine Hoffnung erfüllt uns — wie sollte da das Mitleid fehlen, das Mitleiden mit den Fröhlichen, das Mitweinen mit den Weinenden, das thatkräftige Mitleid, das allein der Beweis ist, daß ein Herz an der Liebe Christi entzündet ist? Einer für Alle und Alle für einen, das ist Christenart.

Tragen wir das an uns? Reisten wir einander treue Hilferhilfe auf dem Wege zur himmlischen Heimath? Sind wir brüderlich? Sind Christen wahrhaftig Kinder Gottes durch Jesum Christum geworden, so geht all ihr Werk, Denken und Wesen aus dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Familie hervor. Aber ist es nicht auffallend, daß die Menschen viel eher in irdischen Dingen sich brüderlich erweisen, als in himmlischen Dingen? Liegt es daran, daß der Fußweg und die Fußsucht bei jedem einzelnen Menschen verschieden und selten dem andern ganz recht ist? Alle Kinder eines Hauses fügen und schieben sich ineinander und klammern sich bei aller Selbstständigkeit doch nicht an ihre Eigenheiten, haften nicht an ihren Gewohnheiten, sondern üben die Selbstverleugnung durch die That: Das erbaute nach außen, das kräftigt und fördert innerlich, das erzeugt je mehr und mehr aufrichtige Herzensgüte. Hat die der Herr nicht auch an dir bewiesen, da er dich rettete, als du noch vor seinen Feinden warst? Stehst du aber in der Erfahrung der Liebe, mit welcher er dich aus der Nacht des Todes erhoben, sollte dir das nicht einen barmherzigen, einen herzhaften Sinn geben, der dich unwiderstehlich zu Thaten drängt und dich unbarmherzig aus dem Schwelgen in Gefühlen herausschreit? Mitleidige Worte sind tröstlich, aber auf die Dauer würdest Du ein leid-

ger Tröster, wolltest du es bei ihnen bewenden lassen. Barmherzige That ist die Krönung des mitleidigen Wortes.

Wahres Christentum ist eminent praktisch, greift mächtig ins Leben, läßt auch die unscheinbarsten Beziehungen des Lebens nicht unberührt. Wahre Christen sind freundlich. Freundlichkeit ist der Wahlspruch im Wandel der Christen, der sich in seinen Verbindungen mit den Menschen überall bewährt, in welcher Stellung sie auch leben mögen. Bei wahren Christen trägt Alles, Herz und Hand, Auge und Mienen das Zeugnis und Gepräge der Innenvohnung dessen, den sie einst nannten „die Freundlichkeit von Nazareth.“ Solche Freundlichkeit ist im Grunde nichts anderes als die Demuth vor Gott und den Menschen, daß man das Dienen als eine Erhöhung, nicht als eine Erniedrigung ansieht.

Wie steht's um dein Christentum, mein lieber Leser? Ist's Schein oder ist's Kraft, That, Wahrheit? Sei es, was es wolle, ich weis für dich und mich nichts Besseres als hinzutreten vor unsern Herrn und Meister und zu ihm zu sprechen:

Sie doch auf mich, Herr, ich bit' dich,
Denke mich nach deinem Sinn;
Dich alleine ich nur meine,
Dein erkaufte Erb' ich bin.
Laß dich finden, laß dich finden;
Gieb dich mir und nimm mich hin.

Sein Geheimniß.

Novellistische Skizze von Leo B. Cichl.

(Nachdruck verboten.)

Im Hause des Herrn Rechtsanwalt Bernburg herrschte Mißstimmung! Der Herr Rechtsanwalt liebte es, den Hausknechten zu spielen und in dieser Eigenschaft machte er jetzt ein über das andere Mal Fiasco. Seine Frau fing nämlich an auffällig zu werden, seine dreißigjährige, wunderhübsche Frau. Sie sagte immer, sie wisse etwas von ihm und das setzte ihn in Angst und Schrecken. Er war eine durch und durch moralische Natur — aber er hatte ein Geheimniß vor seiner Frau. Das war eine sehr dunkle Geschichte: Ein Freund von ihm, der Raffirer bei einer großen Bank gewesen war, hatte umfangreiche Unterschlagungen begangen und war nach Amerika geflüchtet, Frau und ein vierjähriges Kind mittellos — wie man glaubte, zurücklassend. Ehe er die Flucht ergriff, hatte sich ihm sein Freund Weichert anvertraut und ihm von den unterschlagenen Geldern einen Theil anvertraut für sein Weib und sein Kind.

„Wenn ich's meiner Frau da lasse, so werden sie mir's nehmen,“ hatte er gesagt — „nimm Du's und bring's den Meinen monatweise. Zwei Jahre kommen sie damit hin — und dann werde ich hoffentlich soviel haben, daß ich schicken kann — und ich werde schicken — verlaß Dich drauf — aber nicht an meine Frau — das könnte Verdacht erregen! Die werd ich's schicken — und des Namens Freeman werde ich mich bedienen drüben — ich nehme mir nur soviel mit, daß ich die Reise nach dem Westen bestreiten und mir dort eine Farm oder sonst etwas kaufen kann. Dann laß ich die Meinen kommen.“ In Bernburg hatte es gekostet. Was sollte er thun? Sollte er den Verbrecher packen und ihn der Gerechtigkeit

überliefern? Dann kam Weichert ins Zuchthaus, seine Gläubiger hatten doch das Nachsehen, denn neunzehntel des unterschlagenen Geldes waren doch verspekulirt! und eine junge Frau und ein unschuldiges Kind standen dann ganz hilflos auf der Welt. So versprach er denn dem ehemaligen Freunde, den Willen zu thun und Weichert war hinausgestürzt durch die Nacht nach dem Bahnhof. Er hatte vierzehn Tage Urlaub genommen und es so schlau eingerichtet, daß man die Unterschlagungen erst entdecken konnte, wenn er nach Ablauf seines Urlaubs nicht zurückkam. Während man ihn in Tirol glaubte, schwamm er auf dem Ocean, und als man sein Verbrechen entdeckte und der Telegraph überall hin spielte, um ihn zu suchen, befand er sich auf dem Marsche nach Cloudsle. Zwei Jahre blieb er auch für seinen Freund Bernburg verschollen — dann aber schickte er ihm Geld und schrieb, er sei vom Goldlande zurück, habe sich viel zusammen „gediggt“, wolle sich nun eine Farm oder ein „business“ kaufen, und, sobald sein Verbrechen verjährt sei, Frau und Kind nachkommen lassen.

Das war Herrn Bernburgs Geheimniß, das er ängstlich gehütet hatte — denn wenn es herauskam, so verhasstete man Weichert in Amerika und ihn als Hehler hier.

Nun war seit vierzehn Tagen seine Frau hinter die Sache gekommen — so schien es ihm wenigstens — denn sie sagte immer drohend, sie sei nun hinter seine Schliche gekommen. Es war furchtbar peinlich! Was wollte sie denn nun? Wusste sie Alles oder war sie nur dahinter gekommen, daß er an jedem Ersten zu Frau Weichert hinging und ihr das Geld persönlich in's Haus trug? Denn nicht um Alles in der Welt hätte er es in irgend einer Form der Post anvertraut!

Und Frau Bernburg hütete sich, das Geheimniß preiszugeben! Ein Fächer und ein Epizentafschentuch in der Brusttasche von ihres Mannes Valetot — das war doch mindestens verdächtig gewesen! Und wie schön es gewirkt hatte. Den Frühlingshut und das Sommerjacket, welches er sonst immer erst nach Ostern zu bewilligen pflegte — der Tyrann! — das hatte sie nun schon 8 Tage vor Palmsonntag erhalten! O — wie schön war es doch — den Tyrannen so unterzukriegen!

Und da fiel ihr etwas Anderes ein: Frischchen mußte jetzt, elf Uhr — ja wohl aus der Schule kommen und sein Osterzeugniß mitbringen. Wie das wohl ausgefallen war? Der Junge war ein Ausbund von Klugheit und Fleiß — aber leider auch ein Ausbund an Ungezogenheit. Schon das vorige Quartal hatte man gedroht, man würde den elfjährigen nicht nach Quartar versetzen, wenn er nicht im Betragen gewaltige Fortschritte machte.

Nichtig — da ging die Korridorlocke — etwas schüßtern — das mußte Fritz sein und offenbar hatte er kein gutes Gewissen. Ja er war's. In der einen Hand das blaue Heft — in der anderen mehrere Palmblätter.

„Mutterchen,“ sagte er mit dem vergeblichen Versuche, unbedungen zu scheitern, „ich habe Dir hier einige Palmen mitgebracht — morgen ist ja Palmsonntag — ich weiß, Du magst die Dinger so sehr gern — und da —“

„Komm her, mein Sohn — die Palmen wirst Du nachher wohl besser gebrauchen können,“ sagte die Mutter ernst, „und nun zeig mir mal Dein Zeugniß!“

Na ja, da hatte man's. Betragen: verdient oft

Die Sonne.

53 Roman von Anton Freiherr von Perfall.

„Gar nichts Unrechtes,“ entgegnete Johanna, „ich bin nicht so engherzig.“

„Das weiß ich, Sie reiten ja auch mit Graf Leining, unbekümmert um das Gerücht einiger Spießbürger.“

Johanna wurde feuerrot, er rähte sich für ihre Bemerkung — also stand ihm das Mädchen näher — es war seine Geliebte.

„Ein sonderbarer Vergleich, Herr Treuberg,“ entgegnete sie, sich lachend leicht sich abwendend.

Die Duvette begann, Treuberg erhob sich. „Verzeihung, Fräulein Johanna,“ stüßte er, „es war nicht böse gemeint.“

„Ich verzeihe Ihnen alles bis auf eins. Lassen Sie sich nicht von Ihrem guten Herzen aus der Bahn drängen, — ich setze mich einmal darauf, Ihre Vorschnung zu sein — noch dazu so nahe am Ziele.“

„Nicht so nahe, wie Sie, fürchte ich.“

„Glauben Sie!“ Das prickelnde Gefühl des Erfolges durchschauerte sie. „Wer weiß!“

Der Akt begann. Treuberg ging. Seit dieser Zeit hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Die Aufführung der „Sonne“ wurde für Mitte Mai angekündigt. Das Interesse daran wurde ersticht durch die Fälle der der Saison entsprechenden Vergnügen, zu allem Ueberflus fanden zur selben Zeit die großen Matreinen statt. Graf Leining war daran hervorragend beteiligt.

Die Bekanntschaft für das Stadterweiterungsunternehmen füllte bereits die Spalten aller Zeitungen. Eine neue Aera für W. wurde von allen Seiten verkündigt, eine Tat, würdig der großen Humanitätsidee, welche die ganze Bevölkerung befeuerte.

Baron Sternau war unermüdlich tätig, er war entschlossen, im Falle des Gelingen's seines Planes seinen Aufenthalt ganz

in der Stadt zu nehmen. Die Sorge für das Familiengut konnte bei der mageren Rente einerseits und solchen Vorurteilen andererseits nicht in Frage kommen.

Ringelmann war bereits in Beziehung zu leitenden Persönlichkeiten getreten, auf welche sein schlichtes, offenes Wesen, wie der Schwager behauptete, den besten Eindruck machte. Jeden Tag konnte die Gesellschaft sich endgültig konstituieren und die Wahl des Aufsichtsrates war dann das nächste.

Und mitten in diese erwartungsvolle, große Zeit fiel nun der Besuch in Langfelden. Johanna hatte sich den ganzen Winter darauf gefreut, sie konstatirte diesen Umstand zu ihrer eigenen Rechtfertigung, jetzt aber kam ihr die Reife ungelogen. Eine leise Anspielung, ob der Papa nicht allein reisen wolle, wurde von diesem mit so sichtlichem Verdrusse entgegengenommen, daß sie von jedem weiteren Versuche Abstand; auch die Mutter drang zu ihrer Ueberraschung in sie, allerdings aus einem Beweggrund, welcher sie bestig erschreckte, als sie ihn erfuhr.

Sie sollte nämlich Regina im geheimen zu dem Verkauf des „Adlers“ zu bestimmen suchen. Mit der hohen Kaufsumme, die sich dafür erzielen ließe, könnten die Leutchen ja völlig sorglos sich in das Privatleben zurückziehen. Man könne doch einem Grafen Leining nicht zumuten, daß er eine Wittin zur Schwägerin bekommen soll. Sie wisse bestimmt, daß dieser Umstand den Entschluß des Grafen wesentlich erschwere. Diese Zumutung der Mutter zerriß sogar auf einen Augenblick den rosigten Duft, der für sie alles umgab, und ließ sie klar sehen. Sie dachte des Abschiedes von Regina, der mahnenden Worte der Schwester, ihres Versprechens, immer treu zu bleiben der alten Heimath. Sie dachte der hiebrern Veroni, der lieben Nichte mit den blinkenden Kesseln. Das ganze Märchen ihrer Jugend blühte auf in ihrem Innern, in seinem ganzen heimlichen Rauber.

Und sie sollte die Schwester aus diesem sichern Heim, das über ein Jahrhundert im Besitze der Familie ihres Mannes, vertreiben? Nimmermehr konnte sie das über das Herz bringen, selbst wenn es wirklich ihre Zukunft galt. —

Eine saubere Zukunft, die auf der Verleugnung, auf dem Verrat der ganzen Vergangenheit fußte. Die ganze Hohlheit der Anschauungen ihrer Mutter war ihr mit einmal klar.

Das Schlimmste war nur, daß sie sehr wohlwiesah, die ganze Gesellschaft teile dieselbe, ja, ohne Zweifel, Reining selbst. Eine Liebe, die an so lächerlichen Vorurteilen brannte. Heilsamer Gedel sagte sie. Sie ließ die Mutter bei dem Glauben, der Aufrag werde von ihr gewissenhaft vollzogen. Sie wollte wenigstens verhindern, daß die Mutter selbst an Regina diese schmäbliche Forderung stelle. Jetzt reiste sie gern.

Es war ihr, als ob sie ein Unrecht abzutragen hätte an der alten Heimath, an allen Lieben dort, deren sie die Zeit über so wenig gedacht. Darunter drängte sich auch Marius, so sehr sie sich auch bemühte, nicht an ihn zu denken. Auch die Eitelkeit hatte ihr Teil an der plötzlichen Meißelung. Ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß sie Aufsehen machen müsse in Langfelden.

Graf Reining begleitete sie und den Vater auf den Bahnhof.

Johanna machte scherzhafte Anspielungen auf den „Adler“, der sie jetzt auf zwei Wochen beherbergen sollte. Wie sie sich auf die fastigen Braten freute, direkt aus dem Rohr, auf die berühmten Langfelder Wärfte, die Spezialität ihres Schwagers, des Adlerwirthes, auf die gute Veroni und ihre blickblaue Nache — alles, um ihn anzuforschen.

Doch er lachte herzlich mit, bedauerte nur, nicht mit von der Partie sein können. Ja, ja, das ist eigentlich das Ideal, so eine gebiegene, feste Existenz auf dem Lande, so ein Dorfmagnat, sagte er sogar zuletzt.

Johanna war verblüfft. Entweder die Mutter hatte gelogen, der Graf dachte gar nicht daran, in dem Adlerwirth ein Hindernis seiner Werbung zu sehen, oder — der Graf dachte überhaupt an keine Werbung. Bei dieser letzten Annahme beschlich sie doch ein recht schmerzliches Gefühl, ein Abschiedsweh von einem liebgewordenen Gedanken.